



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Santa Maria delle Colonne verwandelt worden und jetzt der Dom der Stadt, ein höchst seltsames Gemisch der verschiedensten Kulturelemente, das in dieser Beziehung die Palermitaner Bauten noch übertrifft! Denn die mächtigen Monolithsäulen des dorischen Tempels aus dem fünften Jahrhundert v. Chr. ragen noch zur Hälfte ihres Umfangs aus der Hauptmauer der Kirche hervor, samt Architrav und Triglyphen, darüber steht ein arabisch-normännischer Zinnenkranz aus dem elften oder zwölften Jahrhundert, und die Westfront prangt mit korinthischen Säulen und gekröpftem Gebälk im reichsten Barockschmuck des siebzehnten Jahrhunderts. Wenig hundert Schritte führen vom Domplatz nach der berühmten Arethusaquelle an der Westseite. Dort umgiebt die hohe Ufermauer ein nahezu halbkreisförmiges Becken ursprünglich süßen Wassers, das freilich seit dem Einbruch des Meeres beim Erdbeben von 1170 brackig und untrinkbar geworden ist; aus vier Mündungen strömt das Wasser hinein, und in dichten Büschen wuchert üppig das hohe Papyruschilf. Von diesem ältesten Denkmal griechischer Siedlung, das in der Sage von der Nymphe Arethusa und dem begehrlichen Flußgott Achelooß die ferne Heimat sinnig mit der Kolonie verknüpfte, fällt der Blick auf das merkwürdigste Denkmal des syrakusanischen Mittelalters, die gelbbraunen Mauern des Castello Maniace auf der Südspitze, ein Viereck mit runden Ecktürmen, so genannt nach dem byzantinischen Feldherrn Georg Maniakes, der kurz vor 1040 Sizilien zum letztenmale für die Griechen eroberte. Angesichts des offenen Meeres auf der einen, des Großen Hafens auf der andern Seite angelegt beherrschte es die Einfahrt völlig. Auf der breiten Wasserfläche flimmerte der Glanz der Mittagssonne, als wir nach der Villa Politi zurückfuhren.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Lage in China. Das chinesische Reich ist in der letzten Zeit oft der franke Mann Ostasiens genannt worden. Diese Bezeichnung hat weniger objektive Berechtigung, als man auf den ersten Blick glauben sollte. Sie ist vielmehr hauptsächlich eine subjektive Auslassung vom Standpunkte der Westländer aus. Läge es in der Macht der Pekingener Regierung, die Fremden alle miteinander zu vertreiben, sie würde dies lieber heute als morgen thun, daran ist gar nicht zu zweifeln. Dann aber könnte das alte Reich der Mitte noch ganz gut einige Jahrhunderte weiter bestehen. Mit den Augen der Europäer angesehen würde das allerdings mehr ein Vegetieren als ein Leben sein, aber die Möglichkeit selbst ist schwerlich zu bestreiten.

Bei der Beurteilung dieser Verhältnisse dürfen wir niemals außer acht lassen, daß die Anwesenheit der westlichen Barbaren im himmlischen Reiche der chinesischen Regierung immer gleichmäßig verhaßt gewesen ist. Hieran hat sich seit sechzig Jahren nichts geändert. Unter der guttühenden Maske äußerlicher Freundlichkeit

gegen die abendländischen Gesandten haben die hohen Mandarinen fort und fort den sehnlichen Wunsch gehegt, die ihnen seit einigen Jahrzehnten so unbequem gewordenen Fremden schließlich doch noch wieder loszuwerden. Kaum glaubliche und unbelehrbare Kurzsichtigkeit! wird da vielleicht mancher ausrufen. Aber wir müssen auch hier wieder die eigentümlichen Verhältnisse berücksichtigen. Versuchen wir es, uns auf den chinesischen Standpunkt zu stellen, so wird uns die Sache nicht mehr so unbegreiflich erscheinen. Jahrtausende hat das Reich bestanden, ohne während dieser ganzen Zeit viel mit den Europäern in Berührung zu kommen. Da nun die hohen chinesischen Beamten fast ausnahmslos den Blick weit mehr nach rückwärts als auf die Bedürfnisse der Gegenwart richten, so ist es kein Wunder, wenn ihnen bei ihrer Verehrung der alten Zeiten die Macht, die die Fremden in China errungen haben, wie ein wüster Spuk vorkommt, auf dessen baldiges Verschwinden sie immer wieder hoffen.

Wird uns nach solchen Erwägungen das Verhalten der Mandarinen begreiflicher, so ändert sich damit doch die Sachlage selbst in keiner Weise. Diese nimmt für die chinesische Regierung einen immer ernster werdenden Charakter an. Gerade die mehr und mehr zu Tage tretende Unfähigkeit der höchsten Würdenträger, die Lage fest und unbefangen zu prüfen, muß für sie über kurz oder lang der Anlaß zu einer Katastrophe werden. Nach dem Kriege gegen Japan, der einen für das riesige Reich so jämmerlichen Verlauf nahm, glaubten optimistische Freunde Chinas bestimmt auf die baldige Einführung von Reformen rechnen zu dürfen. Aber es hat sich gezeigt, daß auch die derbe Lektion, die man von den Japanern erhalten hat, nichts genügt hat. Auch der Epilog zum Kriege, die kaltblütige Besetzung von Kiautschou, Port Arthur und Weihaiwei durch Deutschland, Rußland und England, hatte keine aufrüttelnde Wirkung. Man hat zwar gesagt, die drei genannten Häfen seien nur winzige Stückchen von dem Körper des gewaltigen Reiches. Aber man übersieht dabei, wie wichtig diese Punkte sind. Denn in ganz Nordchina giebt es jetzt keinen Ort an der Küste mehr, wo ein Ersatz für die verloren gegangnen Kriegshäfen geschaffen werden könnte.

Hat man nun in Peking einen allzu großen Widerwillen gegen Reformen, so sollte man wenigstens in der gewohnten passiven Ruhe verharren, da dies doch das einzige Mittel wäre, das Reich noch einige Zeit in seinem jetzigen Bestande zu erhalten. Die einfachste Klugheit sollte das gebieten. Statt dessen sehen wir, daß die chinesische Regierung in der letzten Zeit ein sehr gefährliches Spiel treibt, das leicht verhängnisvoll für sie werden kann. Mit Waffengewalt ist nichts gegen das Abendland auszurichten; das hat man in Peking eingesehen, denn die Beweise dafür mußten auch dem verbohrtesten Altchinesen einleuchten. Desto mehr nahm man zur List und zu heimlichen Aufreizungen seine Zuflucht, Waffen, die ohnehin den Orientalen und besonders den Chinesen weit mehr zusagen als offener und ehrlicher Kampf. In der Provinz Schantung ist zur Zeit wieder einmal eine umfangreiche Bewegung gegen die Christen im Gange, der außer einer Anzahl bekehrter Chinesen auch ein englischer Missionar zum Opfer gefallen ist. Als die Kunde von dessen Ermordung, die in besonders brutaler Weise geschah, in die Hauptstadt gelangte, sollen mehrere Mandarinen ausgerufen haben: Was für ein Glück, daß das kein Deutscher ist! Sie wissen sehr gut, daß sie dann nicht so leichten Kaufs davon kommen würden wie jetzt. Die Engländer haben zwar auch eine gründliche Untersuchung verlangt; daß aber dabei hierzulande niemals etwas herauskommt, was bei den Chinesen dauernden Eindruck macht, scheinen sie noch immer nicht einsehen zu wollen. Als infolge der Ermordung der beiden deutschen Missionare Kiautschou besetzt wurde, meinte man im deutschen Publikum, unsre Regierung hätte dies wohl nur als willkommenen Anlaß zur Erwerbung eines guten Stützpunkts für unsre Flotte in Ostasien benützt. Das mag sein, aber es wird

wohl auch das Bestreben mit im Spiel gewesen sein, den Chinesen endlich einmal für derartige Unthaten eine längst verdiente empfindlichere Züchtigung zu teil werden zu lassen, als sie bisher erhalten hatten.

Die Bewegung in Schantung hat schon nach der Provinz Tschihli, worin Peking liegt, übergegriffen. Die treibenden Kräfte dieser Bewegung erklären immer wieder, sie hätten in keiner Weise die Absicht, der Regierung entgegenzutreten, sondern sie wollten nur die verhaßten Fremden vertreiben. Den hohen Mandarinen scheint dies glaubhaft zu sein, denn die hier in Schanghai erscheinenden Zeitungen behaupten bestimmt, in Peking sympathisiere man ziemlich offen mit der Bewegung. Sicher ist, daß bisher erst ganz unzureichende Schritte gethan worden sind, die christlichen Chinesen in Nordchina zu schützen. Diese sind vielmehr noch immer ihren erbarmungslosen Verfolgern ausgesetzt. Eine große Menge von ihnen hat in der bitteren Winterkälte ihr ganzes Hab und Gut verloren. Das Elend ist infolgedessen vielfach groß. Die Mandarinen überlassen die Unglücklichen einfach ihrem Schicksal, weil sie sich nach ihrer Auffassung durch den Anschluß an die Missionare außerhalb des für Chinesen geltenden Rechts gestellt haben.

Ganz anders verfahren aber die Mandarinen nach der Niederbrennung des Dorfes bei Tsingtao, wo im vorigen Frühling drei Deutsche angegriffen und in Lebensgefahr gebracht worden waren. Wie nämlich die North China Daily News jetzt mitteilt, hat die chinesische Regierung kürzlich eine größere Summe Geldes an alle von der deutschen Strafexpedition betroffenen Personen verteilen lassen. Auch sonst sorgt man in Peking dafür, den Forderungen, die ein Gesandter nach einer Fremdenbege mit großer Mühe durchsetzt, möglichst bald ihre Stachel zu nehmen. Die chinesische Verschlagenheit behält da am letzten Ende doch immer die Oberhand. Bei der im Reiche der Mitte geltenden Verantwortlichkeit der Mandarinen für alles, was in ihrem Bezirke vorgeht, mußten die Gesandten bald auf den Gedanken kommen, die Absetzung eines Beamten zu verlangen, in dessen Machtbereich Fremde ernstlich belästigt worden waren. Obgleich dies nun durchaus der chinesischen Sitte entspricht, so sträubte sich die Pekingener Regierung zuerst doch mit Händen und Füßen dagegen. Schon hieraus ist zu erkennen, daß sie von vornherein gar nicht die Absicht hatte, Gerechtigkeit gegen die Fremden zu üben. Im Gegenteil, sie wollte, sobald Ausländer ins Spiel kamen, mit zweierlei Maß messen. Als endlich bei der häufigen Wiederholung der Unruhen der von den Gesandten ausgeübte Druck für die hohen Mandarinen zu stark wurde, mußten sie sich zur Nachgiebigkeit bequemen. Aber die Gesandten sollten bald erfahren, daß mit der Erklärung, ein Beamter sei abgesetzt worden, nicht viel erreicht war. Denn in China unterscheidet man scharf zwischen zwei Arten von Absetzungen. Die leichtere Art ist nicht viel mehr als eine Scheinstrafe, weshalb ihre Verhängung auch nur geringen Eindruck macht. Jeder Chinese weiß in diesem Falle, daß der abgesetzte Beamte in kurzer Zeit einen andern, ebenso hohen Posten wiedererhalten wird.

Sehr viel ernster ist die zweite Art der Absetzung. Stehn nämlich in der amtlichen Pekingener Zeitung hinter der Verfügung, die die Entlassung eines Beamten ankündigt, die bösen Worte: „er soll niemals wieder ein öffentliches Amt bekleiden,“ so ist das unter gewöhnlichen Umständen eine schlimme Geschichte für den, den es angeht. Er muß schon sehr viel Einfluß haben und eine Menge Geld für Bestechungen opfern können, soll es ihm gelingen, eine solche gegen ihn erlassene Verfügung rückgängig zu machen. Weitauß in den meisten Fällen mißlingen alle dahin zielenden Anstrengungen. Dann aber ist der Betreffende einfach Privatmann, und mag er vorher Bizekönig gewesen sein, während die Mandarinen bei der leichtern Art der Entlassung Mandarinen bleiben, wenn man sie auch auf kurze Zeit einige Stufen im Range herabsetzt.

Dieser äußerlich ziemlich feine Unterschied war den Ausländern anfänglich gar

nicht aufgefallen, wodurch sich dem Peking-Auswärtigen Amte die schönste Gelegenheit bot, den Gesandten ein Schnippchen nach dem andern zu schlagen. Als diese dann dahintergekommen waren, haben sie mehrmals eine Absetzung der schwerern Form erreicht. Jetzt wird aber einer nach dem andern der so entlassenen Mandarinen von der Kaiserin-Witwe wieder an wichtige Posten gesetzt. Das ist gegen alles Herkommen, das doch sonst im himmlischen Reich eine so große Rolle spielt. Deshalb ist die Vermutung wahrscheinlich richtig, daß allen diesen Mandarinen bei ihrer Entlassung heimlich mitgeteilt worden ist: Wir können jetzt nicht gut anders handeln, aber wir werden euch bald wieder anstellen.

Die Kaiserin-Witwe, die eine Zeit lang keine grundsätzliche Abneigung gegen die Fremden zu haben schien, hat sich jetzt leider ziemlich auf die unbelehrbare altchinesische Partei zu stützen begonnen. Das ist im Interesse Chinas zu beklagen, und es stimmt außerdem gar nicht recht zu der politischen Klugheit, die man der Kaiserin bisher im allgemeinen nachgerühmt hat. Ihr Ärger über den Versuch des Kaisers Kuangsi, sich auf eigne Füße zu stellen, scheint ihren Blick getrübt zu haben, sodaß sie es kürzlich sogar wagen zu dürfen glaubte, den Kaiser abzusetzen. Außerlich hat sie dann zwar den Wünschen gebildeter Chinesen aus allen Teilen des großen Reiches, die sich telegraphisch für den Kaiser verwandten, nachgegeben. Da sie aber nach wie vor die eigentlich regierende Person ist, so liegt im Grunde wenig daran, wer der nominelle Kaiser ist.

Bei dem fremdenfeindlichen Winde, der jetzt wieder in Peking weht, kann schon die nächste Zeit Verwicklungen von der größten Tragweite bringen, weshalb es für die deutsche Politik notwendig ist, die hiesigen Verhältnisse fest im Auge zu behalten. Man sollte sich nicht damit begnügen, daß wir die Provinz Schantung als Interessensphäre erhalten haben. Die Engländer verlangen mit bekannter Bescheidenheit gleich das ganze Thal des Yangtsekiang mit einem halben Duzend der besten Provinzen. Da sie jetzt in Südafrika auf längere Zeit gebunden sind, so können wir vielleicht in China die günstige Gelegenheit benutzen und entweder im Einvernehmen mit Rußland oder Frankreich etwas gegen England erreichen oder im Verein mit England gegen die andern, je nach den Umständen. Eine kluge und weitsehende Politik kann hier möglicherweise in der nächsten Zeit bedeutende Vorteile für Deutschland einheimfen.

(Aus Schanghai)

Mein wunderlicher Freund. Folgendes erzählte mir unser gemeinschaftlicher Freund, der Doktor, und ich berichte es mit seinen eignen Worten: Am 1. März erhielt ich durch die Post in verschlossenem Briefumschlag eine auf Kartonpapier elegant lithographierte, zum Teil mit Tinte schriftlich ausgefüllte Karte von der Größe eines Oktavbriefbogens, auf der zu lesen stand: „Reichsgerichtsrat Müller und Frau Müller geben sich die Ehre, Herrn Dr. R. R. auf Freitag den 16. März um 7 Uhr zum Mittagessen ergebenst einzuladen. U. U. w. g.“ Ich gab die Karte meiner Frau, die sie aufmerksam las und dann sagte: Sieh, sieh! Müllers schießen sich mit einem großen Herrenessen los. Die große Karte und die frühe Einladung — über vierzehn Tage vorher — bedeuten einen großen Zauber mit Frack und weißer Binde. Natürlich gehst du hin. Du wirst eine Menge Bekannte treffen und darfst mir nicht am Schreibtische gänzlich versauern. — Ja, sagte ich, abschlagen kann ich das dem guten Müller schwer. Wir wollen doch einmal sehen, was am 16. und an den Nachbartagen los ist. Ich nahm meinen Schreibkalender und fand, daß ich am 15. zu einer kleinen Jagd auf dem Lande versagt war, und daß sich am 17. unser litterarisches Kränzchen bei uns versammeln sollte. Der 16. war frei. Na, denn helpt dat nich, sagte ich; mit dem Versauern hat es zwar keine Not, ich sehe ja Menschen genug, manchmal mehr, als mir lieb ist, und bei diesen großen Gesellschaften kommt doch nur selten etwas Gescheites heraus, aber anlügen

kann ich doch meinen guten alten Freund Müller unmöglich, also los! — Ich schrieb auf einen Briefbogen ganz korrekt: „Dr. M. M. beehrt sich für die lebenswürdige Einladung des Herrn Reichsgerichtsrats Müller und seiner Frau Gemahlin zum Mittagessen auf Freitag, 16. März, 7 Uhr verbindlichst zu danken und wird der Einladung Folge leisten.“ Das wurde in einen Umschlag gesteckt und zur Post gegeben. Für den 16. um 7 Uhr wurde das Mittagessen bei Müllers im Schreibkalender notiert.

Mit der Jagd am 15. war es nichts. Es war ein Wetter, bei dem draußen alles schief ging. Ich kam ziemlich mißmutig über den verlorenen Tag zurück. Wir essen regelmäßig um $1\frac{1}{2}$ Uhr zu Mittag. Als ich am Freitag pünktlich zu Tisch kam, sagte meine Frau in heiterem Ton: Lieber Mann, heute wirst du bei uns nur frühstücken, zu Mittag wirst du ja um 7 Uhr bei Müllers essen. — Richtig, seufzte ich, es ist freilich eine Härte, zweimal zu Mittag essen zu müssen; darauf kommt es doch schließlich hinaus. Und zu dem zweiten Essen, das ein Extravergnügen sein soll, muß man sich noch mit dem verrückten Frack und der weißen Binde bewaffnen. Ich wollte, ich hätte abgesagt. Es ist bei uns so traulich und nett, wie es bei Müllers gar nicht sein kann. Und deine Kartoffelsuppe hat mir so gut geschmeckt, und da kommen die grünen Schnitzbohnen mit Hammelrippchen, mein Leibgericht. Da soll man nun bloß frühstückend daran riechen und sich nicht einmal satt essen. Der ganze Gesellschaftschwindel paßt für unsre Verhältnisse nicht. — Na, meinte meine Frau, so schlimm ist das doch nicht. Du hast ja glücklicherweise heute keine Gesellschaft zu geben, sondern sollst bei deinem Freunde in guter Gesellschaft am gastlichen Tische sitzen. Ist denn das ein Unglück? Das bißchen Anziehen ist ja doch nicht der Rede wert. Frühstücke nur mit gutem Appetit und laß dir die Laune nicht verderben. Du hast noch über fünf Stunden Zeit zur Verdauung, und wenn du heute abend wieder kommst, wirst du sicher ganz zufrieden sein. Wer in guter Gesellschaft leben will, muß auch in der nun einmal üblichen Form mit ihr verkehren. Nun laß es dir hier nur schmecken, das übrige wird sich heute abend schon finden. — Sie hatte ja nicht so unrecht. Um $1\frac{1}{3}$ Uhr sah ich behaglich wieder am Schreibtisch und rauchte meine Nachmittagscigarre, die ich mir einstweilen noch zum Abgewöhnen gönne. Um $1\frac{1}{2}$ Uhr erschien ich pünktlich in Wieses, um mich von meiner Frau noch einmal auf mein anständiges Äußere revidieren zu lassen. Meine bessere Hälfte war zufrieden, behauptete aber, zum Frack müsse ich auch noch die glanzledernen Stiefel anziehen und den Klapphut nehmen. Mit einem weichen Filzhut könne man doch schließlich nicht ins Zimmer treten. Ich gab seufzend nach, nahm Mantel und Regenschirm, gab meiner Frau einen Abschiedskuß und ging die Treppe hinunter. Draußen rieselte der schönste kalte Regen vom Himmel. Auf dem Bürgersteige standen die Pfützen, und die Straßenübergänge starteten von Schmutz. Mein Vorsatz, zu Fuß zu gehn, war schon wegen der Lackstiefel unausführbar. Ich hielt also eine Droschke an und gondelte, in meinen Lodenmantel gehüllt, ziemlich trübselig zu Freund Müller. Als ich hinaufkam und in den hellen, durchwärmten Korridor trat, traute ich meinen Augen nicht. Vor dem Spiegel stand unser Wunderlicher und studierte das dort liegende Tableau, auf dem die Geladenen nach der Ordnung, wie sie bei Tisch sitzen sollten, verzeichnet standen. Er hatte mich nicht kommen sehen, und ich legte ihm von hinten die Hand auf die Schulter und sagte: Guten Abend, et tu, Bruto? Er drehte sich um, lächelte und meinte: Ja, warum denn nicht? Das ist ja hübsch, daß wir uns hier treffen. Ich hatte schon gefürchtet, ich würde unter der Gesellschaft einsam sein, unter Larven die einzig fühlende Brust. Ich freue mich Ihrer als eines Mitgenossen meiner Freude. Leider sitzen wir nicht zusammen. Sehen Sie, ich sitze rechts von der Frau des Hauses, Sie sitzen mir schräg gegenüber, links vom Haus-

herrn. Also vorwärts! Ich ließ mir von einem befrachten Bohndiener den Mantel abnehmen, die Thür zum Empfangszimmer wurde geöffnet, wir begrüßten Frau Müller und ihren Mann und befanden uns in einer Gesellschaft von etwa dreißig sich lebhaft unterhaltenden Herren, denen wir, soweit wir sie nicht schon kannten, vom Hausherrn vorgestellt wurden. Nach einer Viertelstunde öffnete sich das Esszimmer, und wir gingen an unsre Plätze.

Ich war noch immer nicht recht frohgemut. Ich hatte mir alle die Männer im Frack und mit der weißen Binde angesehen, und alle waren mir mehr oder weniger bekniffen, eingezwängt, posierend vorgekommen. Indessen das war ja ihre Sache, nicht meine. Nun läßt es sich nicht leugnen, ein gut gedeckter, ggülicher Tisch ist ein erfreulicher Anblick. Das schöne schneeweiße Binnens, die frischen natürlichen Blumen, hübsch arrangiert und über den Tisch verteilt, die helle, festliche Beleuchtung, das glänzende Geschirr, alles macht einen freundlichen und wohlthuenden Eindruck. Ich sah zur Hausfrau hinüber und nickte ihr zu; sie verstand auch den stummen Zoll, den ich ihrem Hausfrauengeschick damit darbrachte, und sah glücklich aus. Unser Freund schien mir auch befriedigt; er war mit seinem Nachbar in ein eifriges Gespräch vertieft, und so setzte ich mich, kühl der Dinge wartend, die da kommen sollten, nieder. Zur Linken hatte ich einen behäbigen Geschäftsmann. Ich kannte ihn wohl, er war sehr erpicht auf das Essen und Trinken, und seine Unterhaltung war, wenn das Gespräch nicht auf spezifisch geschäftliche Fragen kam, nicht übermäßig anregend. Dagegen fand ich in meinem Nachbar zur rechten einen vortrefflichen Plaudrer. Er war Rechtsanwalt beim Reichsgericht mit dem Titel Justizrat, sah ungemein geschick aus und war, wie man das bei klugen Anwälten oft findet, über die verschiedensten Gebiete des praktischen Lebens mit überraschender Genauigkeit bis in die entlegensten Einzelheiten orientiert. Wir kamen auf meine Heimat zu sprechen, die er in der That „wie seine linke Hosentasche“ kannte, und von da aus bauten sich von selbst die Brücken zum Übergange auf einzelne politische und soziale Fragen, über die wir uns unbefangen und meistens uns stark einander nähernd aussprachen, nicht nach Art der Zeitungsleitartikel, sondern Mann gegen Mann, mit warmen Accenten des Herzens. So kam ich allmählich in eine gute, ja gehobne Stimmung. Vom Essen habe ich nicht viel genossen, obwohl es gut war. Es gab Fleischbrühjsuppe, Bachforellen, Hammelrücken und Hamburger Rauchfleisch, warme Hummer, gebratne junge Gans, Eispeise, Käsestangen und Nachtisch. Jedenfalls aber bekamen wir dazu nicht nur „trockne“ Schaumweine, sondern einige wirklich vortreffliche Weine, namentlich einen 1893er Bordeaux und einen Forster Freundstück, bei dem man die Engel im Himmel singen hören konnte. Genug, ich stand vergnügt und befriedigt auf, trank noch im Arbeits- und Rauchzimmer des Hausherrn mit unserm Freunde, der recht schweigsam war, eine Tasse Kaffee und einen Rognal und rauchte eine wundervolle Pedro Murias ersten Ranges, wie man sie kaum in der ersten Gesellschaft Bremens bekommt. Das erklärte sich daraus, daß unser Wirt Müller zwar kein geborner Bremer war, aber durch die engsten verwandtschaftlichen Fäden mit einigen ersten Bremer Häusern zusammenhing. Unser Freund war stiller als sonst und überließ mir und den bei uns sitzenden Herren die Kosten des Gesprächs zu tragen. Dieses Gespräch ging nicht gerade in die Tiefe, aber es war heiter und hie und da mit einer scharfen Pointe oder einem guten Witz gewürzt. Um $\frac{3}{4}$ 11 Uhr brachen wir auf, verabschiedeten uns von Müller und seiner muntern Frau, verabreichten draußen der Dienstmagd des Hauses unser Mark Trinkgeld und gingen, da der Regen längst aufgehört hatte, in verschiedenen Richtungen nach Hause. Zur großen Genugthuung meiner Frau war ich wirklich vergnügt und aufgeräumt. Ich schlief vielleicht ein wenig unruhiger als sonst, aber im ganzen ist mir dieses Mittagessen gar nicht übel bekommen.

Am andern Morgen traf ich meinen Freund bei meinem Spaziergange. Wir hatten draußen seit langer Zeit zum erstenmal wieder Sonnenschein, aber ich sah es ihm schon von weitem an, daß die milde Stimmung von gestern abend verfliegen war. Sein Gesicht sah aus, wie wenn das Barometer auf Sturm stünde. Ich reichte ihm die Hand und begann: Hoffentlich ist Ihnen der Spaß gestern abend gut bekommen. Sie haben doch gut geschlafen?

Nein, knurrte er, mir ist scheußlich zu Mute. Geschlafen habe ich so gut wie gar nicht, und eine so verrückte Gesellschaft als Spaß zu bezeichnen grenzt nahezu an Sprachdummheit. Es war ja ein Elend von Anfang bis zu Ende.

Na, erwiderte ich, Sie scheinen heute in netter Stimmung zu sein. Scheußlich, verrückt, Sprachdummheit, Elend — das sind lauter starke Superlative. Der Wind ist ja bei Ihnen gänzlich umgeschlagen. Ich fand Sie gestern abend heiter, sanft, beinahe milde, eigentlich contra naturam tui generis. Wenn Sie schlecht geschlafen haben, so brauchen Sie das doch nicht dem guten Müller und seiner Gesellschaft aufzuhafeln. Das kann ja doch auch andre Gründe haben. Wir scheinen die Rollen getauscht zu haben. Gestern ging ich verdrießlich in die Gesellschaft und war erstaunt, daß Sie sich entschlossen hatten hinzugehn. Ich bin heute zufrieden, daß ich dort war, Sie aber scheinen einen physischen und einen moralischen Kater zugleich zu haben. Was ist Ihnen denn passiert? Sie waren doch noch beim Weggehn still, aber wie mir schien, nichts weniger als verstimmt.

Nein, Kater habe ich nicht, sagte er, aber während der schlaflosen Nacht sind mir die Dummheiten unsrer konventionellen Geselligkeit durch den Kopf gegangen. Gestern abend haben wir leichtsinnig mitgemacht, ich wenigstens ganz prinziplos, und dessen schäme ich mich heute. Warum waren Sie denn gestern verdrießlich, als Sie zu Müller gingen?

Ach, das war nicht weit her. Wir essen zu Hause um $\frac{1}{2}$ 2 Uhr, es hatte mir bei uns an unserm einfachen Tische trefflich geschmeckt, ich fühlte mich zu Hause wohl geborgen und behaglich, und ich empfand es als wenig angenehmen Zwang, daß ich zu ungewöhnlicher Zeit noch einmal zu Mittag essen und mich dazu von Kopf bis zu Fuß frisch anziehen, mich puden und nach dem Befehle meiner Frau sogar in die Lackstiefel fahren mußte. Mein alter Adam ist von Haus aus einigermaßen schwerfällig und bequem. Meine Frau zieht mich deswegen gern auf und sagt von mir, wie Bismarck von dem Grafen Paul Grafelfdt: Paulchen ist ein wenig faulchen. So war es gestern, und ich hatte mir nach unsrer deutschen Art für meine liebe Bequemlichkeit eine kleine Theorie zurecht gemacht, hatte auf die Unnatur unsers gesellschaftlichen Lebens geschimpft und war schließlich ein wenig vergällt zu Müller gefahren. Das scheußliche Wetter und der Zwang, mir oder meinen Lackstiefeln auch noch eine Droschke spendieren zu müssen, hatte die Stimmung auch nicht gerade verbessert. Erst als ich Sie bei Müller so gefast und heiter fand, fing ich an, mich meiner Stimmung zu schämen, und da ich mich schließlich ganz behaglich fühlte, die gastliche Sorglichkeit der kleinen Frau Müller als etwas Gutes empfand und mich mit meinem Nachbar, dem Justizrat, recht gut unterhielt, so wurde ich innerlich frei und heiter. Auf dem Nachhausewege habe ich zuletzt immer Hölderlins Epigramm vor mich hingehummt:

In jüngeren Tagen war ich des Morgens froh,
Des Abends weint ich; jetzt, da ich älter bin,
Beginn ich zweifelnd meinen Tag, doch
Heilig und heiter ist mir sein Ende.

Ich habe gestern einen guten Abend verlebt, habe von dieser konventionellen Geselligkeit einen innerlichen Gewinn gehabt und bin schließlich Müller und seiner kleinen Frau für ihre vielleicht ein wenig zu großspurige aber freundlich gewährte Gastlichkeit von Herzen dankbar. Wie soll es denn ein höherer Beamter, der geradezu

genötigt ist, mit einem größern Kreise gebildeter Menschen gesellschaftlich zu verkehren, anders anfangen?

Er hatte mich ruhig angehört und war stehn geblieben. Dann sagte er mit einem Seufzer: Harmlos und kindlich sind Sie, das muß ich sagen. Sie haben ja Ihre kleine Theorie von gestern förmlich ausgewechselt.

Zawohl, erwiderte ich, ich habe sie an der Hand der Erfahrung berichtigt. Finden Sie das denn nicht ganz richtig und vernünftig?

Nein, zürnte er im Weitergeh'n, nein und abermals nein. Wie kann man auf Grund einer flüchtigen Stimmung verständige Grundsätze aufgeben und sie in ihr Gegenteil verkehren? Das ist ja eine ganz — verkehrte Oberflächlichkeit. Ihre gestrigen Monologe gegen die Annatur unsrer konventionellen Gesellschaften waren vollkommen begründet. Ich bin von meinem Optimismus gründlich kuriert und mache nicht wieder mit. Diese ganze konventionelle Geselligkeit ist Unsinn, und anständige, freie Leute, wie Sie und ich, sollten sich davon los machen.

Das kann nicht Ihr Ernst sein, sagte ich. Ich erkenne Sie ja kaum wieder. Sie sind ja heute ein persönlich voreingenommener, ungerechter Richter. Sie haben gestern bei Müller Ihre Rechnung nicht gefunden, sind durch das Zusammentreffen zufälliger, gerade für Sie ungünstiger Umstände einigermassen enttäuscht gewesen, haben vielleicht von dem sehr gut besetzten Tisch ein wenig zu viel gegessen oder auch von dem feurigen dreiundneunziger Forster Fremdstück, der gut schmeckt aber ins Blut geht, ein Glas mehr getrunken, als Ihnen gut war. Sie haben von Ihren Nachbarn, mit denen Sie sich anscheinend sehr angelegentlich unterhielten, wohl nicht gerade das gehört, worauf Sie rechnen zu dürfen meinten, haben schlecht geschlafen, sind mit Unbehagen aufgestanden, und nun machen Sie sich aus diesem einmaligen, ganz persönlichen Erlebnis — echt theoretisch und doktrinär — ein allgemeines, abfälliges Urteil über diese ganze Art von Geselligkeit zurecht, das viel zu weit geht. Sie sind damit — nehmen Sie es mir nicht übel — auch gegen Müller und seine Frau, die uns auf ihre Art doch sehr aufmerksam, freundlich und nicht ohne Opfer bewirtet haben, ungerecht und undankbar. Das ist nicht hübsch und nicht recht. Das müßten Sie bei ruhiger Nachprüfung selbst zugeben.

Ich will Ihnen etwas sagen, entgegnete er; in zwei Punkten haben Sie recht. Erstens müssen wir Müllers aus dem Spiel lassen. Die haben es in ihrer Art gut gemeint, und es wäre ordinär, sich erst von ihnen abfüttern zu lassen und hinterher über sie zu räsonnieren. Die meisten Gäste bei solchen Festen thun das zwar ungentert, aber das fällt mir nicht ein. Zweitens ist es richtig, daß meine Wut auf unsre falsche Geselligkeit, die ich längst in mir herumtrage, und gegen die ich mich gestern mit einer forcierten Dosis guten Willens und guter Laune gewappnet zu haben vermeinte, durch allerhand persönliches Mißgeschick ausgelöst worden ist. Aber dieses Mißgeschick ist nicht vereinzelt, sondern ist die Regel, und diese ganze Form der Geselligkeit, die wir bei Müller gestern — sogar unter verhältnismäßig günstigen äußern Umständen — ausgekostet haben, paßt nicht für Leute unsers Schlags und unsrer Verhältnisse, weder aktiv noch passiv. Wir müßten uns entschließen, damit zu brechen, und müßten uns zusammenthun, um diesen Gesellschaftsdummheiten den Krieg zu erklären.

Ja, was ist denn so dumm und falsch daran? fragte ich. Ich wenigstens habe viel mehr von dieser Gesellschaft gehabt, als ich erwartet hatte, und die andern Herren sahen doch auch befriedigt und vergnügt genug aus. Sie, Verehrtester, sind wahrscheinlich der einzige Gast gewesen, der innerlich unwirsch war. Und da liegt doch die Annahme nahe genug, daß das Ihre und nicht die Schuld der Geselligkeit war.

Nein, sagte er, diese Verufung auf die andern zieht nicht. Können Sie ihnen ins Herz sehen? Und so unanständig, sich in dem gastlichen Hause selbst die Ent-

täuschung merken zu lassen, ist natürlich kein einigermaßen gebildeter Mensch. Aber gerade daß man sich nichts merken läßt und merken lassen darf, selbst wenn die ganze Bewirtung scheußlich wäre und schief ginge, ist eine unsrer gesellschaftlichen Unwahrheiten, gegen die man ohnmächtig ist, wenn man an solchen Gesellschaften teil nimmt. Man ist dann unter die Wölfe geraten und muß mit ihnen heulen. Ich will Ihnen zunächst ein paar Fragen vorlegen. Die beantworten Sie mir einmal ganz ehrlich. Ist es Ihre Absicht, die gestrige Einladung mit einer eben-
solchen zu einer ähnlichen Bewirtung oder Abfütterung zu erwidern? Wollen Sie sich auch dreißig oder vierzig Leute zusammenbitten, die untereinander entweder keine oder so gut wie keine Beziehungen haben? Werden Sie dazu auch in einem Hotel oder bei einem beliebigen Koch ein ähnliches Mahl bestellen, wenn Sie es doch sonst während des ganzen Jahres in Ihrem Hause nicht auf den Tisch bringen lassen, das Gedeck für zehn, zwölf oder fünfzehn Mark ohne Wein? Werden Sie sich dazu auch zwei oder drei Lohndiener mit den scheußlichen weißbaumwollen Handschuhen mieten? Und wenn Sie wirklich die Absicht haben, das zu thun, nennen Sie das eine herzliche, einfache, dem deutschen Hause und deutscher Sitte entsprechende Gastlichkeit? Haben Sie nicht die Empfindung, daß in diesem Treiben — wenigstens für unsre Verhältnisse — ein ganzer Rattenkönig von abscheulichen Unwahrheiten und konventionellen Lügen steckt, an die wir uns zu unsrer Schande dergestalt gewöhnt haben, daß wir uns ihrer nicht einmal mehr ehrlich zu schämen vermögen? Darauf antworten Sie mir. Dann will ich Ihnen meine Meinung weiter sagen.

Damit hatte er freilich den klügsten Punkt getroffen. Ich selbst hatte mir, seitdem ich die Müllersche Einladung angenommen hatte, wiederholt die Frage vorgelegt, wie ich sie erwidern sollte. Ich hatte auch mit meiner Frau darüber gesprochen, und diese war gar nicht abgeneigt gewesen, sich einmal mit einem ähnlichen Mittagessen loszuschleusen. Ich hatte aber wenig Lust dazu. Mich störte der Gedanke, daß wir in unserm Hause Gäste mit einer Fülle von Gerichten unter Formen bewirten sollten, die so stark von der alltäglichen Gestaltung unsers häuslichen Lebens abwichen. Und ich hatte mich auch mit meiner Frau schon vorläufig geeinigt. Ich hatte sie gefragt, ob sie sich denn getraue, eine größere, formelle Gesellschaft von ihrem Wirtschaftsgelde anständig zu bewirten, den Wein wolle ich natürlich tragen, aber Extrasummen zur Bestreitung der Kosten solcher teuern Gesellschaften seien in meinem Haushaltsplane nicht ausgeworfen, stünden mir auch nicht zur Verfügung. Daraufhin waren wir übereingekommen, daß wir unsern Freund Müller mit seiner Frau an meinem Geburtstage auf $\frac{1}{2}$ 2 Uhr zu Tisch einladen und dazu, wie wir es schon oft gethan, noch zwei befreundete Familien bitten wollten. Meine Frau nimmt dann ihre ehemalige, jetzt verheiratete Köchin zur Hilfe, es wird ein Gericht mehr aufgetragen als sonst, ich spendiere ein paar Flaschen sehr guten Rheinweins — Schaumwein habe ich überhaupt nicht im Keller —, und die Herren werden durch einen persönlichen kurzen Brief „im Überrock“ eingeladen. So sind wir schon oft recht fröhlich miteinander gewesen, ohne unsern Wirtschaftsetat zu gefährden. Insofern war ich also den Fragen unsers Freundes gegenüber persönlich in einer günstigen Position, freilich mit dem unheimlichen Gefühle, daß ich ihm sachlich damit ziemlich weitgehende Konzessionen machte. Ich erwiderte ihm:

Ihre erste Frage verneine ich. Es ist nicht unsre Absicht, die gestrige Einladung mit einer ähnlichen zu einem Zauberfeste gleicher Art zu erwidern. Das können wir nicht, schon weil es über unsre Mittel gehn würde, dreißig oder vierzig Leute zugleich so reichlich bei uns zu bewirten. Dazu besteht auch bei uns kein Bedürfnis. Wir stehn gar nicht mit einer so großen Anzahl von Familien auf dem Einladungsfuße. Ich bin kein Beamter, der mit so und so viel Kollegen,

mögen sie ihm passen oder nicht, in bestimmten konventionellen Formen verkehren muß. Aber das alles liegt ganz anders bei Müller. Er muß mit seinen Kollegen, wenigstens mit denen aus seinem Senat und mit den Anwälten, die bei ihm Familienbesuch machen, gesellschaftliche Fühlung behalten. Sonst isoliert er sich nicht bloß gesellschaftlich, sondern auch amtlich. Und wenn er nun einmal in den seinem Amt und Stande angemessenen Formen Gäste bei sich sieht, so kommt es auf einen oder einige mehr oder weniger auch nicht an. Müller sowohl wie seine Frau kommen sehr gern zu uns, um mit uns einmal nach unsrer Art zu essen, und er wird so gut wie Sie und ich verständig genug sein, das als eine vollwertige Erwidrerung seiner Einladung anzusehen. Ja, ich behaupte: wenn es einigermaßen klappt, so bieten wir ihm nicht weniger, sondern mehr, als er uns geboten hat. Wenn seine Verhältnisse ihn aber nötigen, seine Geselligkeit anders einzurichten, so brauchen wir darüber nicht die Nase zu rümpfen. Es braucht nicht überall nach Schema F zu gehn. Lassen Sie doch jedem die Freiheit, sich nach seinen Verhältnissen und nach seiner Art einzurichten. Ich habe mich gestern bei Müllers sehr gut unterhalten, habe sogar manches gelernt und gute Anregungen empfangen. Folglich lasse ich auch dieser Art von Geselligkeit ihr Recht. Ihre ganze Auffassung ist mir zu engherzig, und im Grunde sind Sie diesmal der Philister.

Er blieb wieder einen Augenblick stehn und sagte: Warum denn so grob? Ich finde es sehr vernünftig von Ihnen und Ihrer Frau, daß Sie den Schwindel nicht mitmachen. Aber was Sie zur Verteidigung dieser weltförmigen Geselligkeit sagen, hält nicht Stich. Es mag Verhältnisse geben, in denen sie sich nicht ganz umgehn läßt. Doch das sind Ausnahmen und müßten Ausnahmen bleiben. Heutzutage aber ist diese unnatürliche Gesellschaftstreiberei zur Regel geworden. Und das ist falsch. Falsch auch für den großen Durchschnitt der höhern Beamten. Ich will es allenfalls gelten lassen für die Beamten, denen der Staat ausdrücklich Mittel zur Befreiung der sogenannten Repräsentation giebt, wiewohl ich auch da noch gewisse Einschränkungen machen würde. Aber Richter, Regierungsräte, höhere Lehrer und dergleichen handeln nicht verständig, sondern meistens kindisch, eitel und im Grunde feige oder charakterlos, wenn sie sich der allgemeinen Sitte fügen. Nehmen Sie bloß einmal die wirtschaftliche Seite der Sache heraus. Ich will von Müller nicht sprechen. Er hat keine Kinder, und die Frau bekommt ja auch wohl noch einen Zuschuß von zu Hause. Aber stellen Sie sich einen Beamten mit vier Kindern vor, der den hohen Gehalt von 12000 Mark und 1500 Mark Wohnungsgeldzuschuß hat. Zwei Söhne studieren. Die kosten allein jährlich mit Kleidung, und allem was sonst drum und dran hängt, 4000 bis 5000 Mark. Die Erziehung der Töchter ist doch auch nicht umsonst zu haben. Nun rechnen Sie die Miete für eine nur einigermaßen der Stellung entsprechende Wohnung, die Steuern und Standesausgaben, die Kleidung für Frau und Töchter, die Prämie für eine mäßige Lebensversicherung, die heutzutage leider ganz unvermeidlichen Kosten einer auch nur bescheidenen Sommerfrische, die Dienftbotenlöhne, denken Sie an Arzt und Apotheker, Bücher und Zeitungen, Straßenbahnen und Droschken usw., und dann sehen Sie zu, was für den eigentlichen Haushalt übrig bleibt. Ein Mittagessen wie das gestrige ist unter 400 bis 500 Mark auch von der geschicktesten Hausfrau nicht zu beschaffen; also machen Sie sich den Vers darauf, wo bei einem Beamten, der kein Vermögen hat, das Geld dazu abgeknappft werden muß. Zweifellos wird das an solchen Posten der Wirtschaftsrechnung geschehn, die für die Gesundheit, Behaglichkeit und Auskömmlichkeit des Familienlebens wenn nicht unbedingt nötig, so doch sehr nützlich sind. Ich halte schon diese wirtschaftliche Rücksicht für entscheidend, gebe aber gern zu, daß sie sich in jeder Familie anders gestaltet. Jedenfalls handelt es sich um eine nicht geringe Ersparnis, deren Ersparnis dem innern Familienleben zu gute kommen würde. Wer hat aber etwas von diesem

Luzus, der schließlich weder die Gastgeber noch die Gäste befriedigt? Bei Licht besehen niemand, außer etwa der Koch, die Lohndiener und das Dienstmädchen mit ihrem Trinkgeld. Und welche Umstände macht ein Gastmahl dieser Art im Hause! Es ist eigentlich gar keine rechte Gastlichkeit, es ist ein bezahlter Luzus. Wer es dazu hat, der mag ja leicht ein freundliches Gesicht dazu machen. Wo aber das Geld ohnehin knapp ist, da wird die Sache doch zu einer empfindlich drückenden Last. Zur rechten Gastlichkeit gehört, daß die Gäste etwas von der Art des Hauses, in das sie geladen werden, zu spüren bekommen. Das ist bei dieser Art Geselligkeit kaum möglich. Denn ein Mittag- oder Abendessen dieser Art weicht ja von allen Gewohnheiten des Hauses völlig ab. Es ist eine künstlich gemachte Nachahmung der Gewohnheiten ganz reicher Leute. Schon darin liegt eine gewisse Unwahrheit, ein Stück Renommee mit Gütern, die man zeigt, im Grunde aber gar nicht besitzt. Wie sich die Menschen dazu die Dienerschaft mieten, so lassen sie sich auch vielleicht noch das Geschirr zusammen, von dem und mit dem sie ihre Gäste essen lassen. Ist das eines freien und charaktervollen Mannes, einer ordentlichen, gediegnen Hausfrau, eines soliden, nicht auf Sand und Schein gebauten Haushalts würdig? Diese formellen Gesellschaften kommen eigentlich nur darauf hinaus, daß man sich so und so viel Leute einlädt, um von ihnen wieder eingeladen zu werden. Unsere Eltern und Großeltern hätten das nicht einmal für anständig gehalten, auch wenn die Mittel reichlich dazu vorhanden gewesen wären. Sie feierten ihre Familienfeste, den Geburtstag des Hausvaters und der Hausmutter, ihren Hochzeitstag und Verlobungstag, auch wohl die Geburtstage der Kinder, und dazu luden sie die Freunde des Hauses ein, die im weitern Sinne zur Familie gehörten. Das hatte Sinn und Verstand. Unser heutiger formeller Verkehr, dieses Besuchemachen, Kartenabgeben, Kartenerwidern, nach der Liste Einladen und Sicheinladenlassen ist im Grunde eine ihres Inhalts entleerte bloße Form, eine Art Kulisse, hinter der sich das eigentliche Wesen und der Kern der Menschen und ihres Hauses möglichst versteckt. Ich gebe zu, daß es nicht bei allen Leuten, die sich an diesem Scheinwesen beteiligen, gleich schlimm damit steht. Manche haben ein Bewußtsein der Verkehrtheit, die sie mitmachen, manche — die meisten — denken überhaupt nicht darüber nach. Sie fügen sich der Unsitte, weil sie Mode ist. Für manche Leute mag sie auch bequem sein, und die Fügsamkeit gegen Modetorheiten ist immer bequem. Aber ein Stück leeren und falschen Scheins sitzt überall dahinter. Gerade die Gedankenlosigkeit, mit der man sich der falschen Mode fügt, zeigt, wie tief das sittliche Niveau bei uns gesunken ist. Hier liegt ein Schaden, der tief blicken läßt, eine ganz ernste Gefahr unsers heutigen sozialen Lebens, ein Symptom des Niedergangs, gegen den man Front machen muß. Unsere Minister und ähnliche Spitzen der Gesellschaft mögen sich nicht anders zu helfen wissen. Sie müssen um ihres Amtes willen gesellschaftliche Beziehungen zu einer großen Zahl von Menschen unterhalten, die ihnen persönlich fern stehn. Da sind solche Gastmahle oder auch große Mouts oder Bälle allenfalls ein Auskunftsmittel, um den Parlamentariern und andern im öffentlichen Leben stehenden Leuten einen neutralen Boden zu schaffen, auf dem sie sich auch einmal als Menschen und mit einer Art ungezwungner Harmlosigkeit begegnen können. Aber wenn die mittlern Klassen das durchaus nachmachen wollen, so giebt das künstliche, geschraubte und ungesunde Zustände, die für unsereinen nicht passen, und die geradezu demoralisierend wirken. Das können Sie ernsthaft gar nicht bestreiten. Philistrität ist es sicher nicht, wenn man die Götzen, denen die große Menge unsrer lieben Nächsten nachläuft, beim rechten Namen nennt. In meinen Augen sind die Engherzigen und Kurzsichtigen die, die nicht den Mut oder die Einsicht haben, die herrschenden Modetorheiten auf ihren wahren Gehalt zu prüfen und dem Ergebnisse der Prüfung auch ehrlich gerecht zu werden. Und dann, Sie haben sich gestern gut unterhalten, sagen Sie. Zugegeben. Aber wie

oft haben Sie denn bei solchen Gelegenheiten das Glück, neben Leuten zu sitzen, aus deren Unterhaltung Sie wirklich einen Gewinn haben? In der Regel, das werden Sie doch nicht leugnen wollen, muß man froh sein, wenn das Gespräch nicht in ganz gewöhnlichem Klatsch oder noch schlimmer verläuft. Oberflächlichkeit ist das durchschnittliche Gepräge dieser ganzen Geselligkeit. Und darin liegt immer eine Gefahr. Treitschke sagt einmal: Nicht in der Lüge liegt die nächste sittliche Gefahr für den Diplomaten, sondern in der geistigen Verflachung des eleganten Salonlebens. Damit hat er vollkommen Recht. Die geistige Verflachung des eleganten Salonlebens ist aber recht eigentlich das Niveau unserer konventionellen Geselligkeit, und wer sich gewohnheitsmäßig aktiv und passiv auf diese Art von Gesellschaften einläßt, kommt in dieselbe Gefahr wie die Diplomaten.

Erlauben Sie, sagte ich, Sie haben ja in manchen Punkten Recht, vielleicht in den meisten. Und praktisch bin ich, was die Geselligkeit meines Hauses betrifft, mit Ihnen einig. Aber Sie generalisieren nach meiner Empfindung Mißstände und Fehler, die einzelnen zur Last fallen, und thun andern damit Unrecht. Ich gebe Ihnen darin Recht, daß die ganze Frage in ihrem tiefem Grunde eine Frage der sittlichen Auffassung und Entscheidung ist. Sogar nach der wirtschaftlichen Seite hin. Dann muß man aber nicht generalisieren, sondern individualisieren. Glauben Sie, daß ein Mann wie Bismarck bei seinen Dinern und Bierabenden auch der geistigen Verflachung verfiel? Oder ein Mann wie Treitschke? Sicherlich nicht. Eines schickt sich nicht für alle. Sehe jeder, wo er bleibe.

Zawohl, erwiderte er, und wer steht, daß er nicht falle. Am ausgleiten sind Sie schon. Wie können Sie auf Bismarck exemplifizieren? Der war Minister und ein Jahrhundertmensch, wie es zur Zeit sicher keinen zweiten giebt. Und Treitschke? Der war taub, und mit ihm mußte man sich, wenn man neben ihm saß, schriftlich unterhalten. Das ist mir selbst ein paarmal passiert. Er gab einem dann einen Block und einen Bleistift, und was man ihm zu sagen hatte, mußte man aufschreiben. Das war ein sehr gutes Gegengift gegen oberflächliches Geschwätz. Schriftlich sieht ein Gemeinplatz, wie Sie ihn im Gespräch mit ganz geachteten Leuten hören können, gar zu dumm aus. Von Treitschke hatte man immer etwas. Er war überdies eine Persönlichkeit, ein Charakter. Aber das sind doch nicht die Durchschnittsmenschen unserer konventionellen Gesellschaften, nicht einmal die unserer ersten, vornehmsten, gebildetsten Kreise. Von den dreißig Herren, mit denen wir gestern gegessen haben, werden neunundzwanzig, glaube ich, jederzeit einen sogenannten soliden Skat jedem Versuche vorziehen, sie zu einem ernsthaften Gespräche zu engagieren, wie wir es heute geführt haben.

Ja, das beweist aber nichts, sagte ich. Skat ist doch wirklich ein sehr amüsanteres Spiel, und es gehört auch Verstand dazu.

Amüfant, ja, aber doch bloß ein Spiel, unterbrach er mich. Ich spiele nur noch Skat mit meinen Nichten um Müsse. Und wissen Sie denn nicht, daß ein sonst ganz dummer Kerl ein ausgezeichnetes Skatspieler sein, und umgekehrt ein geistreicher Gelehrter seinen Grand mit viere mit Glanz verlieren kann? Skat ist amüfant und zieht die Gedanken von andern ernsthaften Sorgen ab, das ist wahr. Aber Kartenspiel ist der Tod der Geselligkeit. Gehn Sie mir mit Ihrem Skat!

Erlauben Sie — wollte ich sagen. Da rief er: Ich bitte um Entschuldigung, da kommt meine Elektrische. Adieu! und weg war er über die Straße. Ein wunderlicher Heiliger, und ein clericus irregularis, wie er in keinem Buche steht. Aber ich habe ihn gern.